

Von Missionaren und einem Hexenhaus

In dem Buch "Lucas Azubi und die Reformation" hatte ich erzählt, dass mein Großvater am Rande eines Naturparks wohnt, weshalb ich ihn früher "Opa Heide" nannte. Er fand es lustig und meinte, dass doch jeder selbst entscheiden könne, ob ich ihn so nenne, weil er der "Opa aus der Lüneburger Heide" ist oder ob der Name "Opa, der Heide" bedeutet. Und dann lächelte er und behauptete, dass in dieser Gegend noch immer Missionare unterwegs sind und dass es in Wesel sogar ein Hexenhaus gibt – in dem man allerdings nur heiraten kann.

"Heiraten? In einem Hexenhaus?", fragte ich und staunte.

„Ja. Warum nicht? – Und wenn ich mich daran erinnere, wie du vorhin die hübsche Tochter meines Nachbarn angesehen hast, weiß ich auch schon, wen du gern heiraten möchtest!“

„Aylin?“ – Mir war klar, dass er mich nur necken wollte, aber ich wurde trotzdem nervös und drehte mich zum Fenster. „Die hat nur den Naturschutz und ihre wichtigen Ideen im Kopf“, erwiderte ich und schaute gelangweilt in den Garten. „Und außerdem ist sie erst vierzehn!“

„Na und? Das passt doch. – Aber Scherz beiseite. Das Hexenhaus sieht romantisch aus. Es gehört zum Standesamt von Hanstedt und in dem Trauzimmer kann man wirklich die Ehe schließen!“

„Schade. – Ich würde lieber etwas hexen!“

Mein Großvater nickte. „Ja? – Und was soll das sein?“

„Keine Ahnung: irgendetwas Wertvolles – oder Nützliches. Zum Beispiel würde ich mir wünschen, dass ich meine Eltern nicht immer begleiten muss, wenn sie stundenlang durch die Lüneburger Heide laufen!“

„Aber Wandern ist gesund – und die Landschaft ist sehr schön!“

„Die Landschaft ist mit egal“, sagte ich. „Und warum diese Gegend die Lüneburger und nicht die Hamburger Heide heißt, habe ich auch nicht verstanden, denn Lüneburg ist weit weg und die Strecke bis Hamburg vielleicht sogar noch kürzer.“

„Ja, das mag sein. Aber es waren nicht die Hamburger, sondern wohl die Lüneburger, die dieses Land veränderten.“

„Wie veränderten?“

„Nun, früher soll es hier Wälder gegeben haben!“

„Und was passierte dann?“

„Man brauchte Holz“, antwortete er: „Genau genommen brauchte man Brennholz, sogar ungewöhnlich viel

Brennholz! – Zunächst ließen die Lüneburger die Bäume fällen, die um ihre Stadt herum wuchsen. Als es dort kein Holz mehr gab, fraßen sie sich weiter, bis schließlich auch diese Gegend kahl war. Heute wächst hier nur noch die anspruchslose *Calluna vulgaris*, die gemeine Besenheide. Wenn im Spätsommer die Heide blüht, verwandelt sie das Land in ein rosa-violettes Farbmeer. Das sieht sehr schön aus, aber wenn man von dem Ort Wilsede zum Totengrund wandert, stehen am Wegesrand große Buchen und ein paar mächtige Eichen. Man kann sich leicht vorstellen, wie es hier früher ausgesehen haben muss.“

„Durfte man das?“, fragte ich. „Durfte man die Bäume fällen?“

„Durfte?“ – Mein Großvater zögerte: „Du denkst sicher an Hamburg und hast gehört, dass es dort eine Baumschutz-Verordnung gibt, nach der es verboten ist, größere Bäume zu fällen. – So etwas gibt es hier nicht. In dieser Gegend darf man noch immer alle Bäume fällen, leider auch die sehr großen, die schon viele hundert Jahre alt sind. Und früher hat man auf die Natur noch weniger Rücksicht genommen. Selbst wenn es verboten gewesen wäre, hätte es wohl nichts genützt, denn es gab immer Menschen, die einen Weg finden, wenn sie Geschäfte machen können. Sie berauben das Land und es ist ihnen egal, ob sie eine Wüste hinterlassen. So war es früher und so ist es auch noch heute. Man kann es überall auf der Welt beobachten!“

„Aber, das ist doch nicht richtig“, sagte ich ärgerlich. „So etwas müsste man doch verbieten!“

„Ja, das müsste man. Man muss sogar unbedingt etwas tun. Dies setzt aber voraus, dass die Menschen aufwachen und dass wir alle gemeinsam auf unsere Schätze aufpassen.“ – Ich wollte etwas erwidern, aber mein Großvater sah mich nachdenklich an: „Die Erde gehört doch uns allen“, sagte er. „Sie gehört der Gemeinschaft der Menschen, oder besser: der Gemeinschaft der Lebewesen. Die Erde ist nicht das Eigentum einiger weniger Leute, die das Land ausbeuten, um sich persönlich zu bereichern!“

Ich zögerte: „Aber wenn man das Land vorher gekauft hat?“, erwiderte ich. „Es gibt doch das Eigentum. Wenn ich Geld hätte, könnte ich ein Grundstück kaufen und dann gehört es doch nur mir!“

„Gehört?“ – Er sah mich an und überlegte einen Augenblick. „Ich weiß nicht“, fuhr er fort. „Eigentum ist eigentlich nur eine Idee, mit der man das Zusammenleben regeln kann, jedenfalls, solange sich alle Menschen an diese Regeln halten. Es gibt aber Völker, bei denen man nicht auf diese Idee gekommen ist. Dort bezeichnet man das Land als

'Mutter Erde', und niemand kann 'Mutter Erde' kaufen oder verkaufen!“

„Und warum ist es hier anders?“

„Möglicherweise waren unsere Vorfahren irgendwann einmal in Not. Und vermutlich waren sie auch rücksichtsloser als andere Menschen. Um Eigentümer eines Landes zu werden, muss man es nämlich vorher in Besitz nehmen. – Vielleicht haben unsere Vorfahren die Nachbarn überfallen und sie vertrieben. Dann haben sie Zäune und Burgen gebaut, um sich zu schützen, und irgendwann glaubten sie, dass ihnen dieses Land gehört. Besonders wenn die Familien seit vielen Generationen hier lebten, wussten sie es gar nicht mehr anders!“

„Werden deswegen Kriege geführt?“, fragte ich. „Um Land zu rauben?“

„Auch. – Aber Land besetzen, um dort wohnen zu können, war nur die eine Seite der Medaille. Die Kehrseite war, dass es keinen Frieden gab. Man konnte nie in Ruhe leben und hatte immer Angst, dass einem das Land wieder weggenommen wird. Besonders wenn man die Sprache nicht verstand, fürchtete man sich vor den Fremden. Und wenn ein bestimmtes Gebiet auch von dem Nachbarn beansprucht wurde – wenn mal die eine Partei das Land besetzte und dann wieder die andere – glaubte man sogar, dass dieser Nachbar der Erbfeind ist. Franzosen und Deutsche haben jahrhundertlang gegeneinander gekämpft, aber auch die Dänen oder die Polen waren früher unsere Feinde!“

„Unsere Feinde?“ – Ich war im Urlaub in Dänemark und konnte es kaum glauben. „Ich habe im Ausland nur freundliche Leute getroffen!“, sagte ich.

„Ja heute“, erwiderte mein Großvater, „aber vor einhundert Jahren sah die Welt anders aus. Als mein Opa in deinem Alter war, gab es einen Kaiser in Deutschland. Kaiser Wilhelm II. liebte Soldaten und den Glanz der Waffen. Er war wohl auch eitel und überheblich, ließ große Kriegsschiffe bauen und wollte der Welt unbedingt zeigen, wie stark und mächtig das Deutsche Volk ist. – Als der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand und seine Frau Sophie von einem Attentäter ermordet wurden, meinte er, den Österreichern beistehen zu müssen. Er zögerte nicht, seine Soldaten in den Krieg zu schicken. Aus einem Verbrechen, bei dem zwei Menschen ums Leben kamen, entstand ein Weltkrieg, in dem zehn Millionen Menschen getötet und zwanzig Millionen Soldaten verwundet wurden.“

„Und dein Opa – mein Ur-Urgroßvater – hat diesen Krieg erlebt?“

„Ja. Er musste als Soldat sogar daran teilnehmen. – Als ich so alt war wie du, hat mein Opa mir erzählt, wie es auf dem Schlachtfeld von Verdun, im Nordosten von

Frankreich, gewesen ist und dass er diese Hölle nur überlebte, weil er verwundet wurde und ins Lazarett kam. In einem sinnlosen Stellungskrieg, in dem die Soldaten monatelang um winzige Vorteile im Gelände kämpften, kamen Hunderttausende junger Männer ums Leben.“

„Das war sicher furchtbar!“

„Ja. Und nach dem 1. Weltkrieg wurde es noch schlimmer, denn man traute den Nachbarn jetzt noch weniger. Deutschland galt als Verlierer des Krieges und musste hohe Strafen an die Gegner zahlen. Auch musste man auf bestimmte Gebiete verzichten und anerkennen, dass dieses Land nun für alle Zeiten dem Nachbarn gehört.“

„Für alle Zeiten?“

„So wurde es im Friedensvertrag vereinbart. Lange haben diese Zeiten allerdings nicht gedauert, denn der 2. Weltkrieg begann schon einundzwanzig Jahre später. Er endete mit einer noch größeren Katastrophe, denn diesmal litten alle Menschen in Europa – nicht nur die Männer, die als Soldaten gekämpft hatten, sondern auch die Frauen und Kinder, die Zuhause geblieben waren. Die Städte waren zerstört. Viele Menschen hatten keine Wohnung mehr, und selbst wer noch ein Dach über dem Kopf hatte, fand nur wenig Material, um den alten Ofen zu heizen. Überall gab es Flüchtlinge, Menschen, die ihre Heimat verlassen mussten, die quer durch das Land gelaufen waren, um das nackte Leben zu retten. Sie irrten umher und waren nirgendwo willkommen. Auch gab es kaum Lebensmittel. Und alle hatten Hunger. Ohne die Unterstützung aus dem Ausland, ohne die Pakete mit Lebensmitteln, die von der amerikanischen und schwedischen Bevölkerung nach Deutschland geschickt wurden, wären in den ersten Jahren nach dem Krieg noch viel mehr Menschen verhungert.“

„Hast du da schon gelebt?“, fragte ich. „Kannst du dich an diese Zeit erinnern?“

Als Opa Heide laufen lernte

Mein Großvater sah mich an und nickte. „An die Nachkriegszeit? – Aber ja, da habe ich schon gelebt. Und ich kann mich auch erinnern!“

„Aber war diese Zeit nicht schrecklich für dich?“

„Schrecklich?“ – Er senkte den Blick, als müsse er nachdenken: „Ja, es war sicher schrecklich“, begann er, „aber wenn man klein ist, hat man eine andere Wahrnehmung. Ein Kind braucht Schutz und die Fürsorge der Eltern. Natürlich hat man Hunger und muss den Durst stillen. Auch möchte man ein Zuhause, in dem es warm ist – aber ein elegantes Sofa, ein Fernsehgerät oder einen Computer braucht man nicht. Es ging ums Überleben und jede Familie entwickelte eine andere Strategie.“

„Was denn für eine Strategie?“

„Die englischen Soldaten hatten 1945 Hamburg besetzt und verwalteten die Stadt. Mein Großvater zum Beispiel, der auch den 2. Weltkrieg überlebte, arbeitete nach dem Krieg für die englische Armee in einem Materiallager. Dort hatte er die Möglichkeit, für uns einige Dinge zu organisieren!“

„Organisieren? Du meinst klauen!“

„Ja, so könnte man es auch nennen. – Der Diebstahl war natürlich verboten

und er riskierte sein Leben. Eigentlich war mein Opa eher ängstlich, aber es gab einen Stapel Woldecken in einem Regal, und der Winter im Jahr 1946 war sehr kalt. Er war so kalt, dass wir zusammen in einem Zimmer lagen und alle Decken und Kleidungsstücke über uns gelegt hatten, die es im Haus gab. Wir wärmten uns gegenseitig!“

„Hattet ihr denn keine Heizung?“

„Doch, aber es gab nichts zum Verbrennen! – Auch war mein Opa klug.

Er hamsterte zum Beispiel Roggen!“

„Hamsterte? Was ist denn das nun wieder?“

„Die Menschen fuhren aufs Land, um bei den Bauern für ihre letzten Wertgegenstände ein paar Lebensmittel einzutauschen. Hamstern nannte man das, und Hamstern war natürlich auch verboten. Am begehrtesten waren Kartoffeln. Alle Menschen wollten Kartoffeln eintauschen, bis auf mein Großvater. Die Züge wurden nämlich oft kontrolliert und wenn man Kartoffeln bei sich hatte, wurden die beschlagnahmt. Mit Roggen konnten die meisten Menschen nichts anfangen, sodass mein Opa die eingetauschte Ware immer nach Hause brachte.“

„Und was kann man mit Roggen machen?“

„Meine Oma hat das Getreide in der Kaffeemühle gemahlen und dann eine Suppe gekocht.“

„Eine Suppe aus Roggenmehl? Das schmeckt doch nicht!“

Mein Großvater stimmte zu: „Das mag wohl sein, aber daran kann ich mich nicht erinnern. Es gibt aber Fotos, auf denen man sehen kann, dass ich ein ziemlich rundes Gesicht hatte!“

„Kann man von Roggensuppe leben?“, staunte ich.

Er nickte. „Zumindest war es eine Grundlage. Hinzu kam, dass meine Großeltern Glück im Unglück hatten. Ihre Wohnung wurde nämlich durch eine Bombe zerstört. Und weil sie eine Unterkunft brauchten, zogen sie in den Schrebergarten, den sie schon vor dem Krieg gepachtet hatten. Dort gab es ein Behelfsheim mit zwei feuchten Räumen, und es gab einen Garten mit Obst und ein wenig Gemüse. – Den Durst stillten wir mit dem Wasser aus einer Pumpe. Ich erinnere mich, dass in der Küche immer ein Eimer mit frischem Wasser stand. Eine Schöpfkelle hing am Rand und wenn wir Kinder Durst hatten, nahmen wir die Kelle und tranken einen Schluck. Merkwürdig“, sagte er und

hielt einen Augenblick inne, „wenn ich jetzt daran denke, ist es plötzlich wieder ganz lebendig, als wenn es eben gerade passiert ist!“

„Ist es ein unangenehmes Gefühl?“

„Nein, überhaupt nicht!“

„Dann hast du auch gute Erinnerungen an diese Zeit?“

„Ja, natürlich. Ich war klein und ich kannte es nicht anders. – Aber wenn ich heute die Filmaufnahmen von den zerstörten Städten sehe, die gleich nach dem Ende des Krieges von amerikanischen Piloten gemacht wurden, wundere ich mich schon, dass ich in diesen Trümmerhaufen laufen gelernt habe, dass dies die Welt war, in die ich geboren wurde und die ich mir erobern sollte. Dabei will ich mich nicht beklagen – das Chaos hat für Kinder durchaus Vorteile!“

„Vorteile?“ Ich schüttelte den Kopf: „Welchen Vorteil soll denn das haben?“

Nichts ist nur nachteilig

„Nun, für mich war die zerstörte Stadt zuerst einmal ein großer Abenteuer-Spielplatz, voller Gefahren und Überraschungen!“

„Ein Spielplatz?“, staunte ich.

„Alles war kaputt und man konnte überall hin“, antwortete mein Opa. „Ich erinnere mich zum Beispiel an eine zerstörte Brücke, die mich besonders faszinierte. Der Brückenpfeiler wurde von einer Bombe getroffen und ein großer Teil der Fahrbahn lag im Wasser. Es wäre übertrieben, wenn ich behaupten würde, dass wir dort spielen durften, aber es war aufregend, bis zum Fluss hinunterzuklettern.“

„War das nicht gefährlich?“

„Bestimmt!“

„Hat man denn damals auf die Kinder nicht aufgepasst?“

„Nein. Die Erwachsenen mussten die Häuser wieder aufbauen und an jedem Tag neue Nahrung beschaffen. Alle waren sehr beschäftigt. Wir Kinder wollten nicht stören und fragten nicht viel. Wir fragten schon deshalb nicht, weil wir in der Nähe der Eltern immer riskierten, mit Aufgaben betraut zu werden. Ich bevorzugte die räumliche Distanz und je weiter ich weg war, desto besser!“

„Dann warst du also ständig unterwegs?“

Mein Großvater nickte. „Ja, und am meisten staune ich heute darüber, welche Entfernungen wir dabei zurücklegten.“

„Und was hast du so gemacht, wenn du unterwegs warst?“

„Ja, was eigentlich?“ – Er sah mich an, überlegte einen Augenblick und lächelte, als sei ihm etwas eingefallen:

„Wenn ich in die Küche kam, wollte meine Mutter immer von mir wissen, wo ich war. Meine Antwort lautete regelmäßig: 'draußen' – nicht mehr, nur 'draußen'. Und wenn sie fragte, was ich da gemacht habe, sagte ich immer: 'nichts'!“

„Nichts? – Aber man macht doch immer irgendetwas!“

„Ja, aber es war nichts Besonderes. Wir streiften durch fremde Gärten, balancierten auf einem Brückengeländer oder angelten mit einer Weidenrute und einem rostigen Nagel in einem stinkenden Kanal. Natürlich fingen wir keine Fische, aber wenn ein Polizist um die Ecke kam, liefen wir um unser Leben. Einen Augenblick später prügelten wir uns oder tobten zwischen den Güterwaggons auf dem Rangierbahnhof. Auch kletterten wir durch die Trümmer der zerstörten Häuser oder tasteten uns durch Kellerräume und unterirdische Tunnel. Das Verbot, diese Grundstücke zu betreten, und die ständige Warnung vor Blindgängern, erhöhten die Spannung.“

„Blindgänger?“